

(Nachdruck verboten.)

## Herrn Zickendrath's Pensionäre.

18] Roman von D. Eugen Thossan.

Wenn er erst über die Mauer rüber war — und das ging ohne übertriebene Schwierigkeiten — dann war er so gut wie im Hause. Denn die Hinterthür nach dem Hofe blieb regelmäßig offen. Er brauchte dann bloß noch die Stiefel ausziehen und sich in Strümpfen geräuschlos die Treppe hinauf zu schleichen. Emil wagte nicht zu klatschen, wenn er vielleicht auch manchmal Lust dazu hatte. Frihe hätte ihn auch ohne Umstände todgeschlagen, maujetodt. Wenigstens sagte er ihm das, als er eines Abends erst nach zehn ankam, und Emil dummdreist fragte, ob Herr Zickendrath um den langen Urlaub wußte.

Das ging so eine Weile ganz gut. Bis Herr Zickendrath wieder einmal ein Karbunkel bekam. Der alte Herr zeigte plötzlich eine auffallende Neigung, dergestalt wieder auszuschlagen. „Das kommt vom guten Leben,“ sagte er selbst. Es ging jetzt wirklich ganz gut und man leistete sich mehr, als man seit langem gewohnt gewesen war. Aber der Mensch soll nicht läppig werden. Nun mußte er das gute Leben in dieser Art an seinem Leibe büßen. Es war ja nicht weiter gefährlich, nicht einmal sehr schmerzhaft. Aber das Dumme war, daß er, weil er nicht sitzen konnte, fast den ganzen Tag im Bett liegen mußte. Und da ihm sonst nichts fehlte, so machte ihn das nervös und unruhig, so daß er die halbe Nacht nicht schlafen konnte.

Sein Bett stand nahe am Fenster, und das Fenster ging dicht neben der Hintertüre auf den Hof. Und eines Abends, als er so dalag, hörte er plötzlich ein Geräusch in den Stachelbeerbüschen, die längs der Gartenmauer wuchsen, und ein dumpfes Aufschlagen, als ob etwas von der Mauer herabgefallen wäre. Gleich darauf aber ging leise, leise die Hofthür.

Da wurde es mit einem Schläge hell in ihm. Ei Du verwünschtes Käsekeilchen, das war einer von den Jungen! Und wer es war, blieb für ihn außer allem Zweifel. Er konnte indessen nicht schnell genug aus dem Bette kommen, um den Missethäter abzufassen. Aber das Handwerk sollte ihm gelegt werden. Warte nur, Du Spießbube, ich will Dich lehren, über die Mauer steigen und ins Haus schleichen wie der Marder auf den Hühnerstall.

Am nächsten Tag sagte er zu niemand ein Wort von seiner Entdeckung. Aber als es Abend wurde, traxelte er mühsam aus seiner Falle und wandelte nothdürftig bekleidet in der Küche umher, deren Thüre immer offen stand. Und richtig, in dem allgemeinen Nimmeln, der auf den Schluß des Abendbrotes folgte, verließ Frihe das Haus, nach seiner Meinung natürlich unbemerkt.

Mit grimmiger Befriedigung kroch Herr Zickendrath wieder in sein Bett und lag und wartete. Es schlug neun, und Manni verschloß die Hausthüre. So lange war es den Schülern erlaubt, auszugehen. Was nun noch kam, war Kontrebande. Frihe war selbstredend nicht zurückgekehrt. Es wurde zehn, es wurde elf, Witternacht — noch immer nichts.

Herrn Zickendrath's Spannung stieg aufs höchste. Er zitterte unter seiner Decke. „Ich glaube, ich habe Fieber,“ murmelte er ingrimmig vor sich hin.

„Was sagst Du?“ fragte seine Frau besorgt von ihrem Lager herüber.

„Ach, Donnerwetter,“ gab er überrascht zur Antwort.

„Du schläfst noch nicht? Nun wird's aber höchste Zeit.“

Frau Zickendrath warf sich herum und seufzte tief.

„Was hast Du denn?“ fragte er ärgerlich.

„Ach . . . May . . . ich glaube, es ist noch einer draußen.“

„Das glaub ich auch. Deshalb paß ich ja auf. Ihr habt doch die Hofthür nicht wieder aufgeriegelt?“

„Die Hofthür?“

„Na ja, ich habe sie doch abgechnappt. Den infamen Bengel will ich schon kriegen.“

In Frau Zickendrath's Bett entstand ein erhebliches Getöse.

„Was willst Du denn?“ rief er. „Daß Du mir ja

liegen bleibst! Das bitt' ich mir aus. Das kann ich doch wohl noch verlangen, daß meine Anordnungen respektirt werden.“

Frau Zickendrath ergab sich, abermals seufzend, in ihr Schicksal.

„Was sie nur hat?“ grübelte er. „Sie wird doch dem Durschen nicht aus der Tasche helfen wollen. Sie hat doch zuletzt selber eingesehen, was an ihm ist.“

So lagen sie noch über eine halbe Stunde und horchten, und keiner mußte sich. Da — es ging schon stark auf eins — wurde vorsichtig auf die Klinke der Hinterthüre gedrückt. Mit einem Satz war Frau Zickendrath aus dem Bett. Aber ein wütendes „Du bleibst liegen!“ von Seiten ihres Mannes schenkte sie wieder in die Kissen zurück. Dann erhob er sich so fix, wie es sein Zustand erlaubte.

Draußen wurde noch einmal probirt; dann, als der Versuch wieder fruchtlos blieb, hörte man ein dumpfes ärgerliches Knurren, und plötzlich ergriff der Ausgesperrte wie in einem Wuthanfall die Klinke und zertr mit aller Macht daran herum, daß die schütternde Thür wie verrückt in ihrem Rahmen herumsprang und mit ihrem Getöse das schweigsame Haus erfüllte.

Einen Augenblick stand Herr Zickendrath wie vom Donner gerührt. Dann klapperte er mit den Zähnen vor maßloser Erregung.

„Warte . . . warte!“ Weiter brachte er nichts heraus. Dann humpelte er, so schnell er's vermochte, auf den Flur. Den starken Stock, der während seiner Bettlägerigkeit immer am Stuhl lehnte, nahm er mit, er wußte selbst nicht, ob mehr als Stütze oder mehr als Waffe.

Vor Angst erschauernd setzte sich Frau Zickendrath im Bette hoch. Sie hörte, wie ihr Mann den Riegel zurückschob und öffnete. Und nun erwartete sie, daß sich ein Mordspettakel erheben mußte.

Aber es blieb Alles still. Nur ein paar ganz kurze halblauter Worte wurden gewechselt, die sie nicht einmal verstand. Dann stampfte der Ausbleiber unbehelligt die Treppe hinauf, und Herr Zickendrath kam zurück. Seine Frau hatte unterdessen Nicht gemacht. Ihm war das garnicht recht und er warf ihr einen strafenden Blick zu. Aber zum Sprechen langte es nicht. Er blieb mitten zwischen den Betten stehen, suchte mit dem Stock und schnappte nach Luft.

„Er war wohl ganz betrunken?“ fragte seine Frau und sah ihm angstvoll in das verzerrte Gesicht.

„Wen meinst Du denn eigentlich?“ herrschte er sie an.

„Nun, Johannes . . . Oder war er's nicht?“

„Natürlich war er's,“ sagte er, nun mit einem Mal in gleichgültigem Ton. „Du hast es also gewußt, daß er draußen war?“

„Nun ja, gewiß. Er war schon ein bißchen angetrunken beim Abendbrot. Und wollte mit Gewalt noch einmal weg. Ich habe mir den Mund fuffelig geredet. Aber er war nicht zu halten. Und Du weißt ja, bei Schmidt's, nicht wahr? Man darf nicht viel sagen. Der Alte steht immer seinen Jungens bei. Und verlieren mag man sie doch nicht. Wenn er nicht geklappt ist, ist es ja auch egal.“

Herr Zickendrath brummte Zustimmung. Dieser praktischen Logik war nicht entgegen zu treten. Er hatte auch gar keine Lust dazu. Da es nicht Frihe gewesen war, war ihm der ganze Spaß verdorben. Johannes — das war eine ganz andere Sache, sein Johannes! Aber daß ihn dieser Frihe hinters Licht geführt hatte! . . . Und er fing ihn doch noch! Jetzt gleich wollte er feststellen, ob er zu Hause war. Er hatte ihn doch fortgehen sehen. Und auf normalem Wege war er nicht wieder einpassirt. Also . . .

Ohne seiner erschrockenen Frau eine Auskunft zu geben, trollte er wieder ab, zog sich am Geländer die Treppe hinauf und öffnete mit gewaltsamem Druck Frihe's Stubenthüre.

„Weinold!“ rief er mit starker Stimme in das Dunkel hinein.

„Was ist denn los?“ kam es aus dem Hintergrund.

Also doch! Der elende Geselle war da; wie er hineingekommen, war ein Räthsel.

„Was ist denn los?“ gröhnte Frihe noch einmal im Tone höchster Ueberraschung.



„Sind Sie zu Hause?“ fragte Herr Zickendrath in seiner grenzenlosen Verlegenheit.

„Na, ich dachte“, gab Frihe ironisch zurück.

Herr Zickendrath klappte die Thüre wieder zu. Er wußte nicht weiter. Die Niederlage war zu dumm. Er hörte noch etwas von „nächtlicher Ruhestörung“ und „verbitte“ ich mir“, aber selbst diese offenbare Ungezogenheit konnte ihn nicht bewegen, noch einmal umzukehren. Wenn er nur gewußt hätte

Emil wußte es, daß Frihe eine Viertelstunde vorher erst durchs Fenster eingestiegen war, nachdem er sich am Abflusrohr in die Höhe geschrotet hatte. Und es drückte ihm bald das Herz ab, daß er es nicht sagen durfte. Aber er wagte es nicht. Dieser Frihe hatte einen Griff wie ein Schraubstock. Er hatte ihn bis jetzt nur im Spaß gefühlt. Und ihn verlangte nicht nach einer Uebersetzung in den Ernstfall. Psui Deibel! Er war überhaupt nicht so fürs Körperliche.

XL.

Mutter Zickendrath war eine Kapazität in der populären Medizin. Keinen größeren Genuß gab es für sie, als über Krankheiten zu sprechen und Krankheitsgeschichten zu erzählen. Sie that das nicht aus kraufamer Lust am Schlummen, sondern weil sie überzeugt war, durch eine derart aufklärende Thätigkeit den scheußlichen Feinden der Menschheit immer mehr Boden zu entziehen. Die Absicht war durchaus edel; nur die Art, wie sie ihre Absicht zu verwirklichen strebte, erregte allzu leicht in ihren Zuhörern jenes fatale Lächeln, das überhaupt in unserer bösen Zeit dem Edelmuthe zu folgen pflegt wie die heimtückische Syäne der stolzen Karawane.

Ein Glück war es, daß Mutter Zickendrath davon nichts merkte. Sie wirkte unentwegt weiter.

(Fortsetzung folgt.)

**Thiere als Transportmittel.**

Eines der wichtigsten Erfordernisse in der Kulturentwicklung der Menschheit bildet die Verbesserung der Fortbewegungsmittel. Schon früh hat sich der Mensch neben den Naturkräften die schnellfüßigen Thiere dienstbar gemacht und sie als Mittel zu seiner Fortbewegung verwendet gelernt. Wenn wir vom Pferde absehen, dessen unendlicher Nutzen als Transportmittel keiner besonderen Erwähnung bedarf, so nimmt das Kameel durch seine Verwendung als Lastthier und durch den davon bedingten Einfluß auf die Zivilisation eine hervorragende Stellung ein. Es vermittelt in den Wüsteneien in der Sahara die Verbindung quer durch den Sandocean, zwischen den Kulturländern entgegengesetzter Lage, eine Verbindung, die ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, lange Zeit des Wassers entzathen zu können und ohne seinen schnellen Gang gar nicht möglich wäre. Ohne das Kameel würden die nordafrikanischen Staaten von den Ländern jenseits der Sahara abgeschnitten sein.

In der Sahara, wo wasserlose Strecken von sechs bis acht Tagemärschen nicht selten sind, muß das Kameel eine große Marschgeschwindigkeit haben. Hier sehen wir Kameele mit hohen und dünnen Beinen und verhältnismäßig kleinem Körper. Das Thier marschirt mit erhobenem Kopf, frißt niemals während des Marsches und trägt 150 bis 200 Kilo.

Dieselben Eigenthümlichkeiten wie dieses Kameel, nur in verstärktem Maße, zeigt das Mehari oder Reitkameel. Das Mehari macht im Schritt sechs Kilometer in der Stunde. Im Pashgang kann es Geschwindigkeiten von zwölf bis zwanzig Kilometer erreichen. Es sind ganz bedeutende Leistungen von Meharis bekannt geworden. So haben im Mai 1892 zwei Meharis der Chaambal-bon-Aouba in Algier einen Marsch von 360 Kilometer in 52 Stunden zurückgelegt. Rechnet man zwölf Stunden auf die Ruhe und das Paddgeschäft, so bleiben 40 Marschstunden übrig, d. h. neun Kilometer für die Stunde.

Das riesigste Reit- und Lastthier hat sich der Mensch im indischen Elephanten erzogen. Ein solcher Elephant kann bei einer Beladung von 1000 Kilogramm täglich 80 Kilometer zurücklegen. Sein gewöhnlicher Lauf ist nicht schneller als der des Pferdes; aber angestachelt nimmt er eine Art Pashgang an, der an Schnelligkeit dem Galopp gleichkommt. Sein Tritt ist außerordentlich sicher und vorsichtig und nur in den seltensten Fällen kommt es vor, daß er strauchelt. In früheren Zeiten wurde der Elephant bekanntlich auch im Kriege verwendet, indem er einen Thurm mit fünf bis sechs lanzenbewaffneten Soldaten auf seinem Rücken trug. In der römischen Kaiserzeit spannte man sogar zwei Elephanten vor den Triumphwagen eines aus dem Kriege zurückkehrenden Imperators. Gegenwärtig dient der Elephant noch in Indien auf Reisen. Er trägt dann auf seinem Rücken ein kleines Traggerüst, die sogenannte „Gandah“, das für zwei oder drei Personen Platz gewährt.

Der Afrika-Reisende Menges ist der Ueberszeugung, daß der afrikanische Elephant der Kultur im „dunkeln Erdtheil“ nicht minder

schätzbare Dienste leisten könnte, als sie der indische Elephant geleistet hat und noch leistet. Im Ostfudan und Nordabessinien sind die Elephanten genöthigt, weite Märsche von Wasser zu Wasser zu machen, und es gilt dort als Regel, daß sie auch in der heißesten Jahreszeit nur jeden zweiten Tag trinken. Da ihnen gerade an den Wasserplätzen besonders nachgestellt wird, so besuchen sie denselben Wasserplatz selten zweimal hintereinander. So sind sie beständig auf der Wanderschaft begriffen; und die Schnelligkeit, mit der diese Riesenthiere gewaltige Strecken zurücklegen, spricht am besten für den Nutzen, den der afrikanische Elephant gerade in Mittelasrika bei Durchkreuzung wasserloser Strecken gewähren kann. Wo das Kameel gedeiht, ist es als Lastthier allerdings dem Elephanten vorzuziehen; denn vier bis fünf Kameele tragen so viel wie ein Elephant und sollen weniger Mühe, Arbeit und sachverständige Ueberwachung verursachen.

Neben dem Kameel spielt das Rind als Transportmittel in Afrika eine wichtige Rolle. Im Sudan besitzt das Rind bei einzelnen Stämmen zwar eine außerordentliche Bedeutung, aber doch nur seiner animalischen Produkte und nicht seiner Arbeitsleistung wegen. Dagegen treffen wir weiter südwärts in dem portugiesischen Angola an der Westküste auf ein Gebiet, das in der intensiven Verwendung des Rindes für Zwecke des Transportes kaum seinesgleichen auf Erden finden dürfte. Wismann schreibt hierüber anlässlich seiner zweiten Durchquerung Afrikas: „Mit dem prachtvollen Reitthier der Westküste, dem Stier, der alle Gangarten geht, springt und in schwierigem Terrain durch kein anderes Thier zu ersetzen ist, bin ich bis zum Tanganjika gekommen.“ Ebenso empfehlen Nagge und Buchner aufs Wärmste den Reisthür. Die Steppengebiete des südlichen Afrikas endlich sind der klassische Boden für den Ochsenwagen-Verkehr. Dieses Verkehrsmittel hat hier den Reit- und Packochsen abgelöst, dessen sich zu Vasco de Gama's Zeit die Hottentotten bedienten, um die Gerüste ihrer Hütten in dem baumlosen Lande von Ort zu Ort mitzuführen zu können. Auch die Europäer nahmen zunächst diesen Gebrauch an. Aber schon 1663 trat der erste Ochsenwagen in Dienst und gewann von da an eine sich mehr und mehr steigende Bedeutung. Das Dasein der Treiburen, des wichtigsten kolonialisatorischen Elementes Südafrikas, ist heute mit dem Ochsenwagen unzertrennlich verknüpft.

Das das Kameel und Rind für Afrika, das ist das Lama für den Peruaner. Zwar wird es zum Fahren und zum Reiten selten gebraucht. Dafür aber ist es ein sehr geschätzter Lastenträger auf den riesigen Hochflächen der Anden. Mit Herden dieser Saumthiere von 300 bis 500 Stück und darüber ziehen die Indianer über das Gebirge, in dessen dünner Luft andere Thiere es nicht aushalten würden.

Außer dem Kameel, dem Rind und dem Lama hat die Ordnung der Wiederläufer noch eine ganze Reihe weniger von Reit-, als von Zug- und Lastthieren geliefert, so das Zebu und den Yak. Letzterer ist in Tibet ganz unentbehrlich als Last- und Reitthier. Nach den Berichten Schlagintweit's trägt der Yak 100 bis 120 Kilogramm mit Leichtigkeit auf den schwierigsten Pfaden, über Schneefelder und 12 bis 16000 Fuß hohe Fasse.

In den nordischen Gegenden hat sich der Mensch noch zwei andere Thiere als Transportmittel dienstbar gemacht: das Rennthier und den Hund. Durch das Rennthier ermöglichen ganze Völkerschaften ihr Leben und Bestehen. Es ist für die Lappen und Finnen weit notwendiger, als für uns das Rind oder das Pferd oder für den Araber das Kameel; denn es muß ihm die Dienste aller anderen Hausthiere verrichten. Es giebt Fleisch und Fell, Knochen und Sehnen her, um seinen Herrn zu kleiden und zu nähren. Es schleipt ferner auf leichtem Schlitten die Familie und ihre Geräthschaften von einem Ort zum anderen und ermöglicht so das Wanderleben der nördlichen Völkerschaften. In jenen Gegenden, die im Sommer nur Moräste, im Winter ein einziges Schneefeld sind, erlauben die breiten Hufe der Rennthiere ebenso über Sümpfe und Schneedecken hinwegzugehen, wie an steilen Bergfeldern umherzuklettern. Nicht die Lappen und Finnen allein, sondern auch fast alle Völkerschaften des nördlichen Nordlands und Sibiriens haben Rennthierherden. In Lapland bemerkt man das Rennthier meist nur zum Fahren, die Tongusen aber und Koräden reiten auf stärkeren Rennhirschen, indem sie den Thieren den Sattel gerade über die Schulterblätter legen.

Von größtem Nutzen endlich ist im hohen Norden als Transportmittel der Hund. Zwar wird der Hund auch bei uns als Jagthier verwendet; aber seine Dienste sind nicht so nothwendig und wichtig wie unter hohen Breiten. Der berechtigte Wirkungsbereich für die Verwendung des Hundes als Jagthier sind zweifellos die überreifen Einöden des hohen Nordens, wo der Sonnenchein des kurzen Sommers keine Futterpflanzen mehr hervorbringt und der nachgebende Schnee keine schweren Thiere mehr zu tragen vermag. Mit merkwürdiger Intelligenz und der Fähigkeit begabt, sich den äußersten Extremen des Klimas und der verschiedenartigsten Nahrung anzupassen, scheint der Hund ganz besonders geeignet als Gehilfe des Menschen in Gegenden, wo dessen Dasein mit den härtesten Strapazen und Entbehrungen verbunden sind. Im nördlichen Sibirien, in Kamtschatka, Grönland sind die Hunde dem Menschen ebenso wesentlich für den Transport der Handelsartikel, wie für die Herbeischaffung von Lebensmitteln. Frobiicher erzählt schon im Jahre 1877 die Thatsache, daß die Schlitten der Eskimos von Hunden gezogen wurden und diese haben sich auch in neuerer Zeit bei Polarexpeditionen als die unentbehrlichsten und zuverlässigsten Jagthiere bewährt.



Ein gutes Gespann besteht aus etwa zwölf Hunden. Ihr Geschirr ist aus Bärenhaut gefertigt, die Fügel aus Bären- oder Seehundshaut. Dem vordersten Schlitten in einem Zuge ist immer noch ein weiterer Hund beigegeben, der die Stelle des Führers vertritt und eine besonders sorgsame Dressur erhält. Er wählt immer die Spur, die am wenigsten Gefahr bietet. In dunklen Nächten oder wenn die schauerliche Einöde durch einen Sturm, undurchdringlichen Nebel oder blendendes Schneegestöber verdunkelt wird, wird ein guter Leithund sicher die noch so tief eingeschnittene Hütte finden, wenn er nur einmal dort gerastet hat. Die Aufgabe, diese wolfsartigen Hunde zu füttern, ist natürlich sehr schwierig und verlangt große Geschicklichkeit und Entschlossenheit. Der Schlittenführer muß jeden Augenblick zum Herunterspringen entschlossen sein, wenn er seine Sicherheit gefährdet sieht. Ein langer Stab, an dem einen Ende mit einer eisernen Spitze, am anderen mit Schellen und Glöckchen versehen, dient ihm zur Erhaltung seines unsicheren Sitzes auf dem schaukelnden Schlitten und um seine Stimme bei der Ansteuerung des Gespannes durch das Schellengellingel zu unterstützen.

Die Leistungen der arktischen Hunde auf große Entfernungen sind geradezu überraschend. So legte Wrangell auf seiner Heimreise manchmal hundert Berst täglich zurück und erhielt eine mittlere tägliche Geschwindigkeit von sieben geographischen Meilen auf eine Strecke von 750 englischen Meilen, obgleich die Hunde mehrere Tage ohne Futter blieben. Das Rennthier findet allerdings eine weit vielseitigere Verwendung und gewährt einen mannigfaltigeren Nutzen als der Hund. Indessen kann man es nur da halten, wo noch Gräser und Flechten vorkommen, und wo der Schnee nicht allzu tief ist, so daß die Tiere noch ihre Nahrung im Winter darunter suchen können. Allein über unabhäufbare Strecken Landes in den Polargegenden sind fast alle Nahrungsmittel und Handelsartikel, wie das so nothwendige Brennmaterial nur mit Hilfe der Hunde zu erlangen. Der Hund ist den Anwohnern jener arktischen Gebiete ebenso unentbehrlich wie das Rennthier den nordischen Nomaden, wie das Kameel den Bewohnern der Wüsten Afrikas und Asiens oder das Lama den Bewohnern der südamerikanischen Anden, und nützt seinem Herrn nach seinem Tode noch durch sein Fleisch und seinen dichten, zottigen Pelz.

(Kölnische Volks-Zeitung.)

### Kleines Heuiletton.

— Die Denunziation in der Literatur. Vor nahezu zwei Jahren, am 7. Februar 1897, erschien in der „Frankf. Ztg.“ ein Aufsatz „Ueber das Denunzieren“ von Otto Julius Bierbaum, der großes Aufsehen erregte. Der Artikel hatte folgende Vorgeschichte: Ein junger Schriftsteller, Herr Vörries Freiherr v. Münchhausen, damals in Göttingen, hatte eine Gedichtsammlung Richard Dehmel's bei der Staatsanwaltschaft als „unständig“ denunziert, und auf Grund dieses seltsamen Vorgangs veranstalteten die Herren Bierbaum und Meher-Gräfe bei den deutschen Autoren eine Umfrage dahingehend, ob die Denunziation ein berechtigtes literarisches Kampfmittel sei. Die Ergebnisse dieser Enquête, die begrifflicher Weise für den Herrn in Göttingen nicht sehr schmeichelhaft waren, wurden in dem oben erwähnten Artikel der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht. Herr v. Münchhausen strengte gegen O. J. Bierbaum und Meher-Gräfe die Beleidigungsklage an, aber die Sache zog sich hin, bis endlich jetzt vom Berliner Amtsgericht die nachstehende Entscheidung gefällt wurde, mit der das Denunziantenthum in der Literatur gerichtet erscheint:

#### Be s ch l u ß.

In der Privatklage von Münchhausen gegen Bierbaum und Genossen, 147 B. 191/98, wird unter Ablehnung der Eröffnung des Hauptverfahrens der Privatkläger mit seiner Klage kostenpflichtig zurückgewiesen.

Dadurch, daß die Beschuldigten aus Anlaß der von Privatkläger gegen den Schriftsteller Dehmel erstatteten Denunziation eine Umfrage unter den Standesgenossen über eine derartige Handlungsweise hielten und diese Umfrage demnächst veröffentlichten, haben sie lediglich im Standesinteresse gehandelt und gegenüber dem Vorgehen eines Einzelnen ein generelles Urtheil darüber herbeiführen und bekannt geben wollen. Aus dem inkriminirten Artikel geht in keiner Weise hervor, daß sie etwa aus Ruch über die einem Freunde widerfahrne Denunziation, wie Privatkläger es darstellt, die Person des Letzteren nun ihrerseits beleidigen und verunglimpfen wollten. Sie wollten vielmehr lediglich in sachlicher Weise gegen die Ansicht, daß im Schriftstellerstande ein derartiges Kampfmittel als erlaubt angesehen würde, der Verwahrung einlegen. Jedenfalls steht den Angeklagten der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches durchaus zur Seite.

Berlin, den 8. Januar 1899.

Königliches Amtsgericht I. Abth.  
gez. Karsten. —

### Musik.

Aus der Woche. — Was einst das allermeiste künstlerische Leben ein Stück kirchliches Leben, und zwar so, daß nicht nur die Kirche die Kunst, sondern auch die Kunst die Kirche beeinflusste, so

können wir jetzt seit Langem eine immer größere Abwendung der Kunst von der Kirche oder vielmehr von den Kirchen bemerken. Ist die Kirche hier die eigentlich Schuldige, so ist sie es auch bei einem spezielleren Fall dieser Abwendung: bei dem Auseinanderfallen der kirchlich und selbst kirchlich gearteten Musik überhaupt und der thatsächlich noch von der Kirche verwendeten Musik. Man sehe einmal nach, welche beengenden Anforderungen heute die katholische Kirche an ihre Musik stellt, und wie viel von der kirchlich gemeinten Musik sie aus ihrem Kreis verbannt: man wird einsehen, daß da für die eigentümliche Entfaltung der Musik nicht viel übrig bleibt, und daß gerade unsere klassischsten Tonkünstler als zu „weltlich“ abgewehrt werden. So sind heute Hervorbringung und Wiedergabe religiöser und selbst kirchlicher Werte grobentheils an das weltliche Kunstleben gewiesen und schweben sozusagen frei in der Luft, also daß wir ihrer Zukunft nicht zuversichtlich entgegenzusehen vermögen. Und doch konnte unsere Zeit noch Derartiges hervorbringen und wiedergeben, wie es die „Vier heiligen Stücke“ des italienischen Meisters Verdi sind, die am 19. Januar der Philharmonische Chor unter Siegfried Ochs aufgeführt hat. Diesen Werken gegenüber mag die kurze Kritik genügen: sie sind höchst werthvoll und wirken gewaltig. Hervorheben möchten wir das „Te Deum“, mit reichem Orchester und vielstimmigem Chor; dem Vorwurf äußerlicher Effekte ist es nicht entgangen — unseres Erachtens ergibt sich, was derart getadelt wird, so natürlich aus dem in ganzen Werk liegenden Gefühlsschwung, daß von „Effekt“ und „Kunstlichkeit“ höchstens dann die Rede sein kann, wenn auf das, was die Musik hier ausdrücken will, nicht Rücksicht genommen wird, wenn man ihr also von vornherein unrecht thut. Und noch eins konnte uns dieser warmblütige Verdi lehren. Voran gingen in der Ausführung drei Werke von Brahms, die zumeist unter seine besten gerechnet werden. Wie wurden selbst diese tüchtigen Leistungen durch das Nachfolgende in Schatten gestellt — in den kühlen Schatten, in den wohl fast alles Schaffen dieses Komponisten gehört! Das Hauptstück unter den drei Werken waren die „Vier ersten Gesänge für eine Bassstimme“, op. 121, gleich jenen vier von Verdi der „Schwanengesang“ ihres Schöpfers. Der vierte Gesang enthält als Text die bekannte Stelle von Paulus „... und hätte der Liebe nicht...“. Da heißt es u. A.: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Worte, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's Stückweise, dann aber werde ich's erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ Nun muß doch für jeden an dieser Stelle Interessirten der hier gemeinte Gegensatz zwischen mittelbarem, reflektirtem und unmittelbarem, anschaulichem Erkennen klar sein. Wenn der Komponist diesen Gegensatz nicht fühlt und verwerthet; wenn er den ganzen Paktus mit der gleichen geistvoll reflektirten Musik versteht, die er auch sonst fast immer schreibt, und nicht einmal jenen die unmittelbare Anschauung bezeichnenden Worten eine entsprechende Musik zu widmen vermag; wenn er dann den Ausdruck jener Gedanken noch außerdem durch ein Figurationspiel auf „gleichwie“ verweist; wenn endlich kritische Stimmen diese Leistung so hoch stellen und die dem Komponisten stehenden direkteren Ausdrucksmittel Verdi's vornehm abthun: so stehen wir eben vor einem verflämten Zustand des Geschmacks. — Auch die Ausführung läßt sich kurz kritisieren: meisterhaft. Möchte doch Herr Ochs für eine baldige Wiederholung sorgen, und möchte die für 4. Februar bevorstehende Aufführung von Verdi's „Requiem“ gebührende Würdigung finden! Wir brauchen wohl nicht erst in die Erinnerung rufen, daß Verdi's jüngere Werke weit über seine alten Opern hinausliegen, ganz anders als es etwa bei Rossini's „Stabat Mater“ war, das eben nur wieder den alten Rossini zeigte — Stabat Musica dolorosa juxta fugem lacrimosa!

Auch die Aufführung von Kiel's Oratorium „Christus“ am 20. d. M. durch die Singakademie unter ihrem verdienten Direktor B. L. M. n. er führte uns in die auf eigene künstlerische Kraft angewiesene moderne Kirchenmusik hinein. Kiel (1821—1885) gilt als der eigentliche Fortführer der „klassischen“ Musik, in einem Gegensatz zu den „romantischen“. Im „Christus“ ist es Bach, dem er selbständig nachempfiehlt, und ist die Erkennung der in früheren Oratorien ständigen Figur des episch wirkenden Evangelisten durch den direkter wirkenden Christus selbst ein Stück Fortschritt innerhalb dieser Kunstform. Kiel wird auch trotz seiner anerkannten Kammermusikwerke, wenig gespielt; der „Christus“ freilich ist seit seiner Entstehung (1871—72) gerade in Berlin heimisch. Die diesmalige Aufführung war im Ganzen eine sehr gebiegene Leistung, allerdings gegenüber den frischeren und feiner nuancirten Wirkungen des Philharmonischen Chors etwas „konservativ“.

Unter den übrigen Konzerten dieser Woche ragten hervor: der Beginn von Büllner's „Vier historischen Liederabenden“, auf deren Fortsetzung rühmend aufmerksam gemacht sei; dann Eugen d'Albert's, eines in Berlin noch zu wenig beachteten Komponisten. Vortrag seiner neuen 4 Klavierstücke, die jedenfalls mehr sind als Virtuositätsproben; endlich Magda von DuLong's Liederabend, der uns eine sehr tüchtige, nur in der Höhe nach größerer Festigkeit und Fülle bedürftige Sängerin kennen lehrte. Auch Elisabeth Heine bewährte, wie uns berichtet wird, gute Stimmbildung und temperamentvollen Vortrag, der nur nicht das Stück durch zu viel Nuancirung zerreißen sollte; von dem Liederabend der Selma Ricklaß-Kempner wird berichtet, daß sie sich als Meisterin ihrer Kunst zeigte und überreichen Beifall erntete.

Die Violinistin Anna Heyner bewies, wie ich höre, neuer-



dings ihre prächtige Technik und ihre individuelle Feinheit, Weichheit und Wärme im Vortrag; auch ihre Gesangspartnerin Elise Siebert gefiel. Was ich von der Klavierpielerin Elise Fischer anhören konnte, berechtigt mich zu dem Rath, sie möge vor allem ruhig spielen lernen — ein Rath, der gerade weiblichen Klavierpielern gegenüber so oft von Röhren ist.

sz.

### Erziehung und Unterricht.

a. Eine Untersuchung über den Alkoholgebrauch der Schulkinder und dessen Einfluß auf ihre Leistungsfähigkeit ist in einer Bonner Volksschule angestellt worden. Die Ergebnisse waren, wie die „Evangelische Volksschule“ mittheilt, recht bedauerlich. Während etwa 16 pCt. der Kinder gar keine Milch tranken und auch nicht trinken mochten, fand sich unter 247 Knaben und Mädchen im Alter von 7—8 Jahren kein einziges, das überhaupt noch nicht Wein, Bier oder Brantwein getrunken hatte, und nur 67, also etwa 25 pCt. hatten noch keinen Brantwein getrunken. Täglich ein- oder auch mehrmaliger Genuß von Bier oder Wein fand sich bei 110 Kindern, 20 Kinder, 8 pCt., erhielten täglich von ihren Eltern Brantwein, meist Kognak „zur Stärkung“. Es ließ sich leicht feststellen, daß die Kinder, die an den Genuß geistlicher Getränke gewöhnt waren, im Allgemeinen auch in der Schule unachtsamer waren und schlechtere Fortschritte machten. Die Kinder, die schon vor dem Beginn des Unterrichts morgens früh, zu oder statt der Morgenmilch geistige Getränke erhalten hatten, erwiesen sich in den ersten Unterrichtsstunden als hindernder Ballast. Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, daß die Verabreichung von Kognak und Brantwein bei Mädchen weit häufiger vorkam als bei Knaben.

### Physiologisches.

io. Gehirngewicht und Geistesstärke. Noch immer ist der Glaube an einen Zusammenhang zwischen einem großen Gehirngewicht und einer großen geistigen Begabung allgemein verbreitet. Man nimmt es als etwas Selbstverständliches hin, wenn nach dem Tode bedeutender Männer ein außerordentliches Gewicht ihres Gehirns festgestellt wird. Und doch ist es nach den gesammelten Thatsachen zweifellos, daß das Gewicht des Gehirns keinen Maßstab, wenigstens keinen ausschließlichen für die geistige Bedeutung seines Inhabers abgibt. Simms stellt in der Zeitschrift „Popular Science Monthly“ die wichtigsten Erfahrungen der Wissenschaft zusammen. Das schwerste bekannte Gehirn war das eines Londoner Zeitungsaussträgers, der etwas geisteschwach war; es wog 2458 Gramm. Das Gehirn von Rustan, einem unwissenden und mentidulsten ständnabischen Bauern, wog 2420 Gramm, das einer Indianer-Pfingstfrau 2280 Gramm. Keiner unter den bedeutendsten Männern hat, soweit bekannt, ein solches Gehirngewicht erreicht. Das schwerste Gewicht unter den Gehirnen berühmter Leute hatte das von Turgenjew mit 2120 Gramm, dann folgt der ausgezeichnete schottische Arzt Dr. Abercrombie mit 1955 Gramm und der amerikanische General Ven Butler mit 1924 Gramm. Das Durchschnittsgewicht des menschlichen Gehirns schwankt nach den verschiedenen wissenschaftlichen Untersuchungen zwischen 1565 und 1720 Gramm. Aber eine ganze Anzahl bedeutender Männer hatte ein Gehirn, dessen Gewicht erheblich unter diesem Durchschnitt zurückblieb, z. B. der Philosoph Huber, der holländische Rechtsgelehrte Grotius, Justus von Liebig, der Mathematiker Babbage und endlich Gambetta, dessen Gehirn nur 1270 Gramm wog. Gambetta starb bekanntlich in den besten Jahren, und eine Schrumpfung seines Gehirns vor seinem Tode erscheint daher ganz ausgeschlossen. Noch eine Gegenüberstellung sei hervorgehoben: Das durchschnittliche Gehirngewichte von 60 berühmten Männern betrug nur 1585 Gramm, dagegen dasjenige von 10 Idioten und 5 Wahnsinnigen 1800 Gramm. . . . Uebrigens ist auch die von den Geburtshelfern oft geäußerte Ansicht, daß der Schädel mit der geistigen Entwicklung u. d. der menschlichen Rasse allmählich immer größer wird und daß infolge dessen auch die Geburten schwerer werden, wahrscheinlich ganz irrtümlich. Die Schädel, die in den alten Indianergräbern gefunden worden sind, sind größer als der Durchschnitt der heutigen Schädel, und ebenso sind die Schädel der alten Pompejaner größer als die der heutigen Neapolitaner.

### Aus dem Thierleben.

— ss. — Wie Insekten verschleppt werden. Der bekannte Botaniker Mac Dougall legte der Botanischen Gesellschaft ein Exemplar des amerikanischen Insekts *Goes tigrina* vor, das bei Liverpool zufällig entdeckt worden war. Man hatte bisher keine Kenntniz von dessen Vorkommen außerhalb Amerika's. Ein Grundbesitzer in der Umgebung der genannten Stadt hatte sich einige Stämme als englische Eichen gekauft, war aber zweifelhaft, ob ihm auch wirklich die gewünschte Baumart geliefert worden war; er sandte daher eine Probe zur Prüfung, und in dieser fanden sich große Wobrlöcher, die in ihm nicht zu erwarten waren. Diese Gallerien waren sichtlich von einer Insektenlarve gehöhrt, und in einem der Tunnel fand man mehrere lebende langgehörnte Käfer von etwa einen Zoll Länge. Die nähere Untersuchung ergab, daß es sich um die große nordamerikanische Art *Goes tigrina* handelte. Es war dadurch erwiesen, daß der Käufer nicht englische, sondern amerikanische Eichen erhalten hatte. Es war aber auch gezeigt, wie leicht ein solches schädliches Insekt heutzutage über den Ozean

wandert. Wäre die Untersuchung nicht vorgenommen, so wäre der Käufer wahrscheinlich plötzlich in größerer Menge in den englischen Eichenbeständen aufgetreten und hätte dort erheblichen Schaden verursacht, ohne daß man gewußt hätte, woher dieser Käfer nach England gekommen war.

### Technisches.

tc. Die Gefahren der Dampfkessel. Einen Begriff von den Gefahren, die selbst heute noch ein Dampfkessel bietet, erhält man durch eine Statistik über die Zahl der Dampfkessel-Explosionen und die dabei getödteten oder verwundeten Menschen. Die nachstehenden Angaben beziehen sich auf England, das doch auf dem Gebiete der Technik nicht die letzte Stelle einnimmt, und sind dem offiziellen Bericht des „Board of Trade“ entnommen. Die Gesamtzahl der gemeldeten Kessel-Explosionen betrug im letzten Jahre 84, wodurch 37 Personen getödtet und 46 verletzt wurden, zusammen also 83 Personen, während der Durchschnitt der bei Kessel-Explosionen verunglückten Menschen in den letzten 15 Jahren 90 betrug.

Die Mehrzahl der Explosionen, nämlich 46, ereignete sich an Bord von Schiffen, wobei aber nur 15 Menschen getödtet und 13 verletzt wurden. Die Ursache der Explosion war in den meisten Fällen die schadhafte Beschaffenheit des Kessels, worauf 34 Explosionen zurückgeführt wurden, während in 27 Fällen die Explosion durch einen unzulässig hohen Druck des Dampfes herbeigeführt wurde, und nur in 14 Fällen traf die Schuld das Personal, das aus vollständiger Unkenntniz oder Nachlässigkeit die Ursache der Explosion herbeiführte. In den übrigen Fällen ließ sich die Ursache nicht mit Sicherheit feststellen. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß 7 Explosionen dadurch entstanden waren, daß die Kessel überhaupt nicht untersucht wurden, aber Fehler besaßen, und daß in 2 Fällen die Untersuchung so mangelhaft ausgeführt worden war, daß die vorhandenen Defekte nicht dabei entdeckt wurden.

### Humoristisches.

— Willige Weisheit. „Sie, das ist aber schlecht eingekauft, es ist ja kaum das halbe Glas voll.“  
„O mein, man muß Gott für Alles danken!“  
„No hören S', — auf meine Kosten brauchen S' mit Philosophie zu studiren!“

— Modern Dame: „Weshalb haben Sie denn Ihr modernes Drama in Versen geschrieben?“

Dichter: „Ja, sehen Sie, gnädige Frau, wenn es mir die Bühnen zurückweisen, da gebe ich es als einen Band lyrischer Gedichte heraus.“

— Hie Rhodus, hie salta! Jüngling: „Ach, Fräulein Gelbster, könnte ich doch so mit Ihnen durch's Leben schweben, ich gäbe alle Schätze der Welt dafür!“

Tanzmaitre: „Bitte, zehn Pfennig für den Tanz!“

Jüngling: „Himmel, jetzt habe ich mein Portemonnaie vergessen!“

### Notizen.

— Hermann Sudermann's dramatisches Gedicht „Die drei Reiherrfedern“ ist in der Buchausgabe erschienen und liegt bereits in der 7. Auflage vor.

— Kapellmeister Richard Strauß hat in Paris als Dirigent und als Komponist — mit der Aufführung seiner symphonischen Dichtung „Also sprach Zarathustra“ — beim Publikum und in der Presse einen glänzenden Erfolg erzielt.

— August Dunaert hat der Dresdener Generaldirektion der Hoftheater das vollständige Buch und einen Theil der Partitur zur „Kauslita“ übersandt. Diese soll jedoch nicht geneigt sein, sie zur Aufführung zu bringen. Grund: die noch ungedeckten Zusatzenkosten der „Dirle“.

— Anton von Werner ist, wie zu befürchten war, zum Vorsitzenden des Vereins Berliner Künstler gewählt worden. Er erhielt 168 von 270 Stimmen. Zweiter Vorsitzender wurde Prof. Hoffacker, Schriftführer die Walter Nagel und Dr. Seeger, Kassier der Bildhauer Dr. Harzer und der Maler Franz Vombach.

— Der Senat der Universität Gießen hat mit großer Mehrheit beschlossen, Frauen zum Studium, auf Grund einer bestandenen Reifeprüfung auch zur Immatrikulation zuzulassen. Die Zulassung soll jedoch zunächst nur in der philosophischen und juristischen Fakultät erfolgen.

— Ein internationaler Geographen-Kongreß wird in der Zeit vom 28. September bis zum 4. Oktober d. J. in Berlin abgehalten werden.

t. In Süd-China wird ein umfangreicher Handel mit getrockneten Eidechsen betrieben. Im Hafen von Pakhoi wurden im Jahre 1896 87 318 Paar im Werthe von 40 000 M. versandt. Sie werden zu einer Art Bouillon gekocht und als wirksames Mittel gegen — Schwindsucht verwendet.

— Ein prähistorisches Boot, ein sog. Einbaum, 21 Fuß lang, 5 Fuß breit, wurde beim Fischen in der Nähe von Segeberg gefunden und gehoben. Es ist aus einem Eichenstamm verfertigt. Die Seitenwände sind 10 Zentimeter hoch.